Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **58 (1978)**

Heft 7

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ZWEI ZAGHAFTE RIESEN?

Deutschland und Japan seit 1945[1]

Die Herausgeber verfolgen mit dem von der Thyssen-Stiftung geförderten Buch, dessen Arbeitstitel (1975) *Die Bundesrepublik Deutschland und Japan vor vergleichbaren Aufgaben – Möglichkeiten einer Partnerschaft* lautete, eine politische Absicht, die sie in Form einer wissenschaftlichen Frage artikulieren. Es scheint ihnen vordringlich, «eine Diskussion über die – für manche Ohren provokatorische – Frage in Gang zu bringen, inwieweit eine Wiederbelebung der engen deutsch-japanischen Zusammenarbeit möglich, ja für beide Länder notwendig ist». Sie greifen damit in eine Zukunft voraus, die mittlerweile begonnen hat.

Das mit Phantasie und Sorgfalt zusammengestellte Werk, das hervorragende Autoren vereint und unter den üblichen Mängeln jedes von vielen Fachleuten verfassten Herausgeberbandes leidet, aber stets anregend und informativ ist, stellt den praktischen Versuch einer politisch-soziologischen Nationenkomparatistik dar. Je ein deutscher und japanischer Gelehrter oder Publizist variiert jeweils einen besonderen Aspekt der gleichen vergleichenden Thematik. Der Leser erhält damit Gelegenheit, erstens die Gleichläufigkeiten und kontrastierenden Unterschiedlichkeiten der beiden Nationen und zweitens die Deutungsversionen der japanischen und deutschen Autoren einander gegenüberzustellen. Letztere äussern sich freilich häufiger in subjektiv-unterschiedlicher Akzentuierung als in von Land zu Land verschiedenen methodischen Ansätzen und Theoriebildungen. Es fällt schwer, eine spezifisch-deutsche oder japanische Perspektive oder Bewertung festzustellen – abgesehen natürlich von der jeweils stärkeren Herausarbeitung der Verhältnisse im eigenen Lande. Grösseres Interesse beansprucht darum der Nationenvergleich.

Objektive Gemeinsamkeiten des deutschen und japanischen Schicksalsweges sind frühzeitig aufgefallen und wecken seit dem Londoner Wirtschaftsgipfel immer grössere Aufmerksamkeit. Zwei «verspätete Nationen» (Japan: spät in Kontakt zur Welt getreten; Deutschland: spät geeint) begannen als aufstrebende Industriegesellschaften mit frischem Elan in die Welt hinauszudrängen, die «schon weggegeben» war. Beide, dichtbesiedelt, landarm und von über See liegenden Rohstoff- und Absatzmärkten, also vom Aussenhandel abhängig, sind durch die blossen demographisch-geographischen Verhältnisse zum Ausgriff, wenn auch nicht zum gewaltsamen, gezwungen; sie stellten daher als late comers die angelsächsische Weltordnung in Frage. Beide vorindustriell geprägten Gesellschaften hatten es schwer, sich demokratische Reformen anzuverwandeln. Die stark durch obrigkeitsstaatliche Elemente geprägte preussische Verfassung, ja die gesamte Rechtsordnung der Bismarck-Ära wurden zum Vorbild der in

der Meiji-Zeit modernisierten japanischen Gesellschaft, die ebenso wie die deutsche Gehorsam und Staatstreue über Bürgerfreiheit und Bürgersinn stellte. Beide waren scheinkonstitutionelle Monarchien mit hervorgehobener Stellung des Kaisers, seiner Berater und des Berufsbeamtentums. Nach dem Ausgang des Ersten Weltkrieges, der für beide Länder Enttäuschungen brachte, übernahmen Deutsche ebenso wie Japaner parlamentarische Regierungsformen, die freilich nicht zur erhofften sozialen Stabilisierung führten, sondern den Umschlag in autoritäre oder diktatorische Regime bewirkten. Beide verliessen zum Zeichen der Abwendung von der westlichen Lebens- und Regierungsweise 1933 den Völkerbund. Beide unternahmen in den dreissiger Jahren gewaltsame territoriale Expansionen, die sie durch eine riskante, rasch frontenwechselnde Politik (Nichtangriffs- beziehungsweise Neutralitätsabkommen mit der Sowjetunion bei erklärtem Antikommunismus und Angeboten an den Westen) absicherten. Beide suchten kontinentale Grossreiche in Ausdehnung des Stammlandes zu begründen (Grossdeutschland; grossostasiatische Wohlstandssphäre). In beiden Staaten entsprach der äusseren Aggression eine zunehmende innere Repression. Beide erlebten 1945 die totale Niederlage. Beide erholten sich unter vorherrschend amerikanischem Einfluss angesichts der Polarisierung der Weltpolitik in den Jahren des kalten Krieges, wurden wegen ihrer Wirtschaftswunder bewundert, hielten sich aber aussenpolitisch zurück. In beiden zu ökonomischen Grossmächten herangewachsenen Nationen mehren sich mittlerweile – stärker als in anderen Industriestaaten – Krisenzeichen unbewältigter Modernität: Studentenrevolten, Währungs- und Wirtschaftssorgen, soziale Orientierungslosigkeit. In beiden Gesellschaften steht man darum nach Auffassung unserer Autoren am Anfang einer grossen Debatte über neue Sinngebung, neue Prioritäten und Übernahme grösserer Verantwortung in der internationalen Politik.

Den Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten stehen Unterschiede und Gegensätze gegenüber, die, je intensiver man sich mit dem Gegenstand beschäftigt, immer deutlicher hervortreten und an Relevanz gewinnen. Japan und die Bundesrepublik stehen schon geographisch in so unterschiedlichen Zusammenhängen, dass Parallelen von vornherein fragwürdig erscheinen müssen. Aristoteles lehrt, die Gleichheit zwischen Ungleichen und die Ungleichheit zwischen Gleichen führe zur Ungerechtigkeit; das gilt auch für unser Bezugssystem. Scheinbar gleiche Erscheinungen haben in Japan und Deutschland einen eigenen Stellenwert und darum unterschiedliche Bedeutung; gleichläufige Vorgänge weisen je nachdem in verschiedene Richtungen; ähnliche Konstellationen bewirken abweichende Entwicklungen. Baring gibt in seiner Einleitung zu bedenken: «Hier die Deutschen, in der Mitte Europas, fast ohne Zugang zur See, eingeklemmt zwischen vielen Nachbarn, mit ihnen verwandt und verfeindet, unaufhörlich von ihnen geprägt und umgeformt. Dort die Japaner, draussen im Meer, auf einigen südlichen Inseln, unvermischt, frei, nie wirklich von aussen gefährdet, jedenfalls vor 1945 nie erobert.»

In ungezählten Kriegen wurden die Deutschen hierhin und dorthin gerissen und blieben, nicht zuletzt aus diesem Grunde, bis zu einem späten Zeitpunkt

ihrer Geschichte in rivalisierende Stämme, zu gegnerischen Allianzen gehörige Fürstentümer, eifersüchtig ihre Souveränitäten verteidigende Länder zerspalten. Die japanische Geschichte hingegen vollzieht sich in relativer Abgeschiedenheit. Die Insularität förderte die zentripetalen Kräfte, so dass Japan vor allem während der über zweieinhalb Jahrhunderte währenden Tokugawaperiode zunehmend zentralistisch geprägt wurde; das Lehnssystem der Daimyo (Gebietsherren) wurde von dem mächtigen und erblich gewordenen Shogunat gleichsam aufgesogen.

Diese unterschiedliche Entwicklung hat Charakter und Selbstbewusstsein der beiden Nationen nachdrücklich bestimmt, wie etwa die Reaktion auf 1945 gezeigt hat. Die Japaner, vor eine vollkommen neue Lage gestellt, zu deren Bewältigung ihnen jede Möglichkeit eines Rückgriffs auf historische Erinnerungen fehlte, schlossen sich um den Tenno zusammen und begegneten der Herausforderung in nationaler Solidarität. Die Deutschen, Niederlagen und Zersplitterung gewohnt, empfanden den Zusammenbruch von 1945 zu Recht als endgültige Bestätigung der Niederlage von 1918, deuteten die Besetzung des ganzen Landes als radikalere Fortsetzung der Rheinlandbesetzung, und akzeptierten ohne ernsthaften emotionalen Widerstand trotz aller verbalen Rechtsvorbehalte die Teilung der Nation.

Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts gingen die beiden Nationen – allen Parallelismen zum Trotz – verschiedene Wege. Nach Bismarcks Versuch, Preussen/Deutschland in das Konzert der europäischen Mächte zu integrieren und das nach den Einigungskriegen 1864–1871 wiedereingependelte Gleichgewicht durch friedvolle Selbstbeschränkung zu erhalten, haben seine Nachfolger im Bewusstsein der neuen Stärke des Reiches die von Grossbritannien und später den USA garantierte Weltordnung zweimal prinzipiell in Frage gestellt. Die Deutschen treten als eigentliche Herausforderer auf; sie unternehmen zwar nicht den Griff nach der Weltmacht, aber sie versuchen, wie heute die Sowjets gegenüber den USA, Parität und politische Gleichberechtigung durchzusetzen. Die Japaner hingegen attackieren zwar auch – aus ihrer geographischen Position her – eine europäische Grossmacht; sie besiegen Russland 1904/05 bei Port Arthur, Mukden und Tsushima. Aber sie arrangieren sich alsbald mit den Seemächten, reihen sich im Ersten Weltkrieg in die Front der alliierten und assoziierten Mächte ein und stehen in Versailles, wenn auch unzufrieden und nicht saturiert, auf der Siegerseite. Hauptbesiegte sind die Deutschen, die gedemütigt werden und doch weiter Herausforderer bleiben – in der wechselvollen Geschichte ihrer Zulassung zum, Mitwirkung am und Austritt aus dem Völkerbund; durch Hitlers territorialen Revisionismus und seine planmässig vorbereiteten und durch die Rassenideologie begründeten Expansionen, die den Krieg einschlossen (im Unterschied zu den Expansionen der Japaner, die durch ihre Feldkommandanten zu kriegerischen Abenteuern im Namen eines «schwärmerischen Chauvinismus» verleitet worden seinen). Die vorrangige Rolle Deutschlands wurde weiterhin sichtbar in Roosevelts strategischem Konzept: *Europe* (= Deutschland) *first*, während Japan trotz des Pearl-Harbour-Schocks Nebenschauplatz bleibt – bis über den kalten Krieg hinaus. Die Sowjetunion betrachtet

noch immer Europa und speziell die Bundesrepublik als die Macht, die je nachdem umworben, um- oder bekämpft werden muss.

Weitere gravierende Unterschiede, die die Ähnlichkeiten relativieren: Japan hatte das Glück, von einer einzigen Macht besetzt zu werden, was freilich zu einer fast totalen Abhängigkeit führte – von der praktisch oktroyierten Verfassung einschliesslich des Kriegs- und Militärverbotsartikels 9 über die verordneten Reformen im Erziehungswesen, in der Emanzipation der Frauen, der Bauern, der Presse bis zum Sicherheitsvertrag hin. Deutschland widerfuhr das Schicksal der Teilung, aber die Bundesrepublik wurde in Allianzen eingebunden, die ihr grössere Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit ermöglichte. Durch den übermächtigen sowjetischen Nachbarn bedroht bejahte Bonn darum, jedenfalls in den ersten Jahren der Schwäche, den kalten Krieg, der Sicherheit durch die Alliierten versprach, und stand darum einem Verteidigungsbeitrag von Anfang an positiv gegenüber – anders als das Inselreich, das keine Gefährdung von Übersee her empfand und darum im Vertrauen auf die USA sich als vom Ost-West-Konflikt unbetroffen hinstellte und (bis Vietnam) jede auch indirekte militärische Mitwirkung ablehnte.

Wenn man die von den 21 Autoren herausgearbeiteten Parallelitäten den Ungleichheiten gegenüberstellt, so lässt sich der Eindruck des zufällig Herausgesuchten schwer vermeiden. Mit gleichem Recht, wendet der Leser immer wieder ein, könnte man eins der beiden Länder mit Dritten vergleichen (zum Beispiel die Inselländer Grossbritannien und Japan) und würde dabei wiederum interessante Ähnlichkeiten und Unterschiede entdecken: «Der Vergleich bedarf», urteilt Jäckel mit einer gewissen Kritik am Gesamtprojekt, «wenn er nicht auf eine zwar im ganzen aufschlussreiche, am Ende jedoch unbegreifliche Kuriositätensammlung hinauslaufen soll, einer nachprüfbaren Erklärung.» Hier herrscht nun Verlegenheit der Theorie. Die deutsch-japanischen Parallelen sind nicht das Ergebnis einer einheitlichen Geschichtstheorie wie zum Beispiel die Spenglerschen Homologien, «Gleichzeitigkeiten zweier historischer Fakta, die, jedes in seiner Kultur, in genau derselben – relativen – Lage eintreten und also eine genau entsprechende Bedeutung haben» (zum Beispiel Sophisten in der Antike und Enzyklopädisten im 18. Jahrhundert). Vielmehr verwenden unsere Autoren verschiedenartige und verschiedenwertige Ähnlichkeiten unterschiedslos nebeneinander, nämlich:

1. Vorgegebene strukturelle Ähnlichkeiten: «Volk ohne Raum» mit den sich daraus ableitenden sozioökonomischen Folgeerscheinungen.
2. Direkte Einwirkung: Übernahme preussisch/deutscher Rechts- und Verfassungsvorstellungen.
3. Historische Koinzidenzen: Zufällig gleichzeitiger Eintritt der beiden Nationen in die Weltgeschichte, die den entsprechenden politischen und historischen Nachholbedarf entwikkeln.
4. Gleiche Interessenlage: Beide Länder geraten nach 1945 auf die gleiche Seite des internationalen Systems, wodurch sich ähnliche Zielgebungen und Handlungsabläufe ergeben.

Die methodisch problematischen Gegenüberstellungen sind dennoch nützlich, insofern sie heuristische Funktion

haben. Unterschiede und Ähnlichkeiten verhalten sich zueinander wie in der Geometrie die Analysisfigur zur endgültigen Lösung. Man erkennt die Besonderheiten des einen Landes an den Unterschieden zum anderen.

Die eindrücklichste Gemeinsamkeit ist die im Titel hervorgehobene Feststellung, dass beide Länder wirtschaftliche und damit potentiell auch politische Riesen sind, sich aber aus Angst vor Erinnerungen der Nachbarn an die Kriegsereignisse und entsprechende anti-japanische beziehungsweise Hässliche-Deutschen-Reaktionen zaghaft, vorsichtig und zurückhaltend betragen. Japan hat sich «Bescheidenheit» verordnet, hat – im Verlass auf die USA («Einsamkeit in der Zweisamkeit») – auf eine aktive Aussenpolitik verzichtet und wurde als «Japan Inc.» («eine Wirtschaft auf der Suche nach einem Staat») bezeichnet. Die Bundesrepublik, an der Ost-West-Nahtstelle herausgefordert und mit den Verbündeten in ständiger Abstimmung, konnte von vornherein nicht auf eine aktive Aussenpolitik verzichten, hat ihr Gewicht dennoch stets unterbewertet («wirtschaftlicher Riese – politischer Zwerg») und sich als «mittlere Macht» aussenpolitische Zurückhaltung auferlegt.

In den siebziger Jahren aber verändert sich das Kräfteverhältnis in der trilateralen Industriewelt. Mit der Entspannung lockert sich die bipolare Ost-West-Gegnerschaft, die USA verlieren ihr bis dahin fast ausschliessliches Machtmonopol im westlichen Bündnis; durch die Währungsbeschlüsse vom August 1971, den Vietnamkrieg und Watergate wird gleichzeitig ihr politisch-wirtschaftlicher und moralischer Führungsanspruch stark erschüttert. Die Bundesrepublik und Japan müssen sich darauf einstellen. Bonn entfaltet nunmehr mit der Ostpolitik beträchtliche Eigenaktivität, allerdings in voller Koordination mit den Verbündeten, Japan folgt mit einem gewissen Zeitverzug auf der gleichen Spur. Die Zaghaftigkeit der Zaghaften beginnt sich – 30 Jahre nach Kriegsende – aufzulösen; Bonn und Tokio gewinnen von Jahr zu Jahr an Selbstbewusstsein.

In Japan vollzieht sich die Entwicklung in dramatischem Tempo. Das japanische Weissbuch für Verteidigung 1977 drückt zum erstenmal Zweifel an der künftigen Fähigkeit der USA aus, das strategische Gleichgewicht gegenüber der erstarkenden Sowjetunion zu erhalten. Das bisher absolute Vertrauen zur amerikanischen Sicherheitsgarantie ist erschüttert. Daraus resultiert für die japanische Regierung die – im Weissbuch des Aussenministers offen ausgesprochene – Verpflichtung, dass «Japan einen seinem Wohlstand und seinem Vermögen angemessenen Beitrag auf verschiedenen Gebieten leistet – nicht nur in der internationalen Wirtschaft, sondern auch auf politischem Gebiet». Das soll sich vorrangig in Verpflichtungen gegenüber der Region ausdrücken, insbesondere gegenüber den Asean-Staaten (Indonesien, Malaysia, Philippinen, Thailand, Singapur), denen Japan Kooperation und Kredite zugesagt hat. Tokio beginnt Südost-Asien wieder als sein Hinterland zu betrachten und sich auf eine aktive Rolle, wenn auch noch nicht als Ordnungsmacht vorzubereiten. Die sogenannte Fukudadoktrin läuft auf die Anerkennung einer Special relationship zu Südost-Asien hinaus. Ebenso, wenn auch in steteren Übergängen, sieht sich die Bundesrepublik zu wachsendem internationalem Engagement veranlasst, wie ihre Mitwirkung im

Sicherheitsrat, ihre Teilnahme an den Fünf-Mächte-Namibia-Verhandlungen, das auf deutsche Initiative erfolgende Engagement der EG bei Asean oder die Waffenlieferungen an die Türkei zeigen, durch die das Embargo des amerikanischen Kongresses aufgefangen werden soll.

Diese parallele Entwicklung führt Bonn und Tokio immer näher zusammen. Der schwächere Schenkel im Dreieck der Industriemächte soll gestärkt werden. Zwar gibt es keine Alternative zum Trilateralismus und zur amerikanischen Führung, aber der japanische und deutsche (beziehungsweise EG-) Einfluss soll gestärkt werden – im Sinne und in Fortsetzung von Kissingers «burden sharing», aber auch um angesichts der vielfältigen währungs- und wirtschaftspolitischen Differenzen Druck auf Washington auszuüben. Der Rezensent, der das Buch während eines Aufenthaltes in Japan las, staunte, wie schnell diese Entwicklung vorangeschritten ist und die diesbezüglichen Analysen und Prognosen schon überholt hat. Die deutsch-japanische Kooperation läuft auf vollen Touren. Die offiziellen Delegationen geben sich die Klinke in die Hand. Nach dem Staatsbesuch des von Aussenminister Genscher begleiteten Bundespräsidenten Scheel wird Bundeskanzler Schmidt Japan besuchen, der Ministerpräsident Fukuda auch beim Bonner Wirtschaftsgipfel trifft; Minister- und Diplomatenbesuche häufen sich so, dass man in Tokio 1978 als deutsch-japanisches Jahr bezeichnet. Barings Ausgangsfrage scheint, noch bevor die Diskussion recht in Gang gekommen ist, von Wirtschaft und Politik schon positiv beantwortet zu sein. Um so notwendiger ist jetzt die theoretische Aufarbeitung und Grundlegung der neuen Gemeinsamkeiten.

Peter Coulmas

[1] Herausgegeben von Arnulf Baring und Masamori Sase, Belser-Verlag, Stuttgart/Zürich. 1977. Mit Beiträgen von Arnulf Baring, FU Berlin (Zeitgeschichte); Christoph Bertram, Internationales Institut für strategische Studien, London; Shimpei Fujimaki, Tokai-Universität, Tokyo (Internationale Beziehungen); Curt Gasteyger, Hautes Etudes Internationales, Genf; Wilhelm Grewe, Botschafter a. D., zuletzt Tokyo; Bernhard Grossmann, Deutsche Industrie- und Handelskammer, Tokyo; Ikuhiko Hata, Forschungsabteilung des japanischen Finanzministeriums; Gebhard Hielscher, Fernostkorrespondent Süddeutsche Zeitung; Masamichi Inoki, Nationale Verteidigungsakademie, Yokosuka; Eberhard Jäckel, Universität Stuttgart (Neuere Geschichte); Paul Kevenhörster, Pädagogische Hochschule Westfalen-Lippe (Politische Wissenschaft); Masataka Kosaka, Universität Kyoto (Internationale Politik); Bernd Martin, Universität Freiburg/Br. (Neuere und Neueste Geschichte); Makoto Momoi, Nationales Verteidigungskolleg, Tokyo (Internationale Beziehungen); Nobuyoshi Namiki, Japanisches Zentrum für Wirtschaftsforschung; Yoshiyuki Nishi, Universität Tokyo (Vergleichende Literaturwissenschaft); Eihachiro Sakai, Universität Tokyo; Masamori Sase, Nationale Verteidigungsakademie, Yokosuka; Seizaburo Sato, Universität Tokyo (Politische Wissenschaft); Takuji Shimano, Gakashuin-Universität Tokyo (Volkswirtschaft); Wolfgang Wagner, Chefredakteur Hannoversche Allgemeine Zeitung; Gerhard Wettig, Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien, Köln.

EIN GROSSES EDITORISCHES WERK

Zum Abschluss der kritischen Gotthelf-Ausgabe

Wer sich jemals eingehender mit Dichterwerken abgegeben, weiss bereinigte und sichere Texte nach Gebühr zu schätzen. Kritische Ausgaben sind das unentbehrliche Rüstzeug und Erfordernis jeder wissenschaftlichen Betätigung auf diesem Felde. Die Ermittlung dessen, was Dichter naher oder fernerer Vergangenheit wirklich gesagt und geschrieben, ist nicht nur ein Akt der Ehrfurcht und des Dankes gegenüber dem Schöpfer dieser Werke, sondern auch eine Dienstleistung gegenüber dem Leser und Betrachter. Welche Geduld und Sorgfalt, welche Summe des Suchens, Vergleichens und Abwägens die Herstellung eines wissenschaftlichen ‹Apparates› mit seinen Lesarten, Anmerkungen, Einführungen voraussetzt, ganz abgesehen von den Komplikationen, die die Beschaffung oder der Zustand der Handschriften verursachen kann, übersieht man nur zu leicht, wenn die Ergebnisse erarbeitet sind und schwarz auf weiss vorliegen. Wärmsten Dank verdienen daher auch die Herausgeber und Verleger.

Von den drei grossen Namen und Gestalten der deutschschweizerischen Literatur des 19. Jahrhunderts, Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, haben nun alle drei ihre historisch-kritische Ausgabe erhalten. Ein freundlicher Stern waltete, von Beginn an schon, scheint es, über der C. F. Meyerschen, der letzterschienenen; von nicht unerheblichen, ja teilweise dramatischen Schwierigkeiten waren, in ihren Anfängen vor allem, die beiden anderen begleitet. Die Kellersche wurde nacheinander von zwei Herausgebern und zwei Verlegern betreut und in Obhut genommen. (Man weiss, dass der hartstirnige und streitbare erste Herausgeber, Jonas Fränkel, auch den Sturm um den Carl Spitteler-Nachlass entfesselte.) Die langwierigste, dafür mit ihren 24 Werk- und 18 Ergänzungsbänden auch die monumentalste ist die Gotthelfsche, erschien ihr erster Band – es war «Geld und Geist» – doch schon 1911, der letzte Ergänzungsband 1977.

Zwei Herausgeber- und zwei Verlegergenerationen haben an ihr mitgewirkt. Von den vier Hauptherausgebern, *Rudolf Hunziker* (1870–1946), *Hans Bloesch* (1878–1945), *Kurt Guggisberg* (1907–1972), *Werner Juker* (1893 bis 1977), hat nur einer, Werner Juker, den Abschluss erlebt: Auf seinem letzten Krankenlager war es ihm vergönnt, den von ihm und seiner Gattin bearbeiteten, eben herausgekommenen 18. Ergänzungsband, volle 480 Seiten umfassend, mit tiefer Befriedigung in der Hand zu halten. Der Band enthält neben Nachträgen, Inventarien und Registern einen fast hundertseitigen, überaus instruktiven Beitrag aus seiner Feder: «*Gotthelf in seiner Zeit. Die historischen Ereignisse von 1797–1854*[1].» Eine Reihe von Mitarbeitern stand dieser Viererphalanx für einzelne Bände zur Seite: *Ernst Müller* (1849–1927, Pfarrer in Langnau i. E.: «*Der Bauernspiegel*»); *Eduard Bähler* (1870–1918, Pfarrer in Gampelen, später in Thierachern: «*Leiden und Freuden eines Schulmeisters*», Mitarbeit an Band VIII

und XIV); *Alfred Ineichen* (1885–1968, Sekundarlehrer in Luzern: «*Anne Bäbi Jowäger*»); *Gottfried Bohnenblust* (1883 bis 1960, Gymnasiallehrer in Winterthur, später Professor an der Universität Genf: «*Käthi die Grossmutter*»); *Fritz Huber-Renfer* (1901–1961, Fortbildungslehrer in Burgdorf und Bern, später Gymnasiallehrer in Neuenburg: *Politische Schriften*). – Die materiell risikoreichste Verantwortung übernahm der Verleger *Eugen Rentsch* (1877 bis 1948). Dass er sich für schweizerisch-bäuerliches «Urgestein» einsetzte (das Wort brauchte einmal einer seiner Autoren: Alexander Rüstow), das war seine felsenfeste Überzeugung, mochte sein bernischer Landsmann – Rentsch war heimatberechtigt in Köniz bei Bern – auch Jahrzehnte hindurch zu den fast Vergessenen, jedenfalls Verkannten gehören. Er hatte sich als frühe Vaterwaise aus der Armut emporgearbeitet, hatte als Lithograph halb Europa durchwandert, als Autodidakt den Zutritt zur Universität erworben, bei Prof. Weese in Bern in Kunstwissenschaft doktoriert, in München 1910 einen eigenen Verlag gegründet, mit dem er 1919 nach Erlenbach-Zürich umzog. Nach seinem Tod übernahm Eugen Rentsch jun. in gleicher Gesinnung das Verlagshaus.

Das Gotthelf-Unternehmen hatte seine bewegte Vorgeschichte. Der erste Anstoss war vom emmentalischen Mundartdichter *Carl Albrecht Loosli* (1877–1950) ausgegangen. Nach dem Scheitern der Volksausgabe «im Urtext» (Verlag Schmid und Francke in Bern), die Ferdinand Vetter, der Germanist an der Berner Universität, 1898 begonnen und die nach dem 10. Band und einem Ergänzungsband steckengeblieben war, hatte er den Plan zu einer neuen Ausgabe gefasst, die diesmal auf den Handschriften, nicht, wie die Vettersche, bloss auf der 24bändigen Springerschen Ausgabe der gesammelten Schriften (Berlin, 1856–1858) beruhen sollte. Zu diesem Behufe rief er in Bern einen Initiativausschuss, das sogenannte Gotthelf-Komitee, dem bekannte Namen angehörten, ins Leben und reiste nach München, wo er mit Eugen Rentsch am 10. Februar 1911 den Vertrag zu einer «kritischen Gesamtausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf» und zu einer zwölfbändigen Volksausgabe ausgewählter Werke abschloss. Der befreundete Otto von Greyerz (1863–1940), damals Lehrer am Landerziehungsheim Glarisegg, der «Röseligarte»-Liedersammler, später Gründer des Heimatschutztheaters in Bern und Lehrbeauftragter an der Universität, hatte ihm als Verleger Rentsch, als Mitarbeiter Vetter empfohlen; für sich lehnte er die Mitarbeit ab. Vetter griff ohne weiteres zu, erfreut, auf neuer Basis zu beginnen. Er führte Loosli als weiteren Mitarbeiter Hans Bloesch zu, den Redaktor und Kritiker, später, wie sein Vater Prof. Emil Bloesch, Oberbibliothekar der Stadtbibliothek Bern, der die Familie Bitzius schon 1898 Gotthelfs Manuskripte anvertraut hatte. Bloesch machte sich unverzüglich an die Bereitstellung des ersten Bandes («Geld und Geist»).

So war eine Vierergruppe konstituiert: Loosli – Rentsch – Vetter – Bloesch, die «Gruppe Rentsch», wie sie in der Familienkorrespondenz Bitzius genannt wurde, und alles schien ungefähr eingefädelt zu sein. Doch man hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht – der Wirt, das war die Familie Bitzius, neben Gotthelfs Töchtern Henriette und Cécile deren Ehemänner, die Pfarr-

herren Rüetschi und von Rütte, sowie der Augenarzt Dr. Hegg, der Schwiegersohn Alberts, des Sohnes Gotthelfs. Für die Familie erwies sich Vetter plötzlich als persona non grata, aus religiösen Gründen vornehmlich, denn er stand dem wenig kirchenfreundlichen Spitteler-Widmann-Kreis nahe, und wurde zudem, mit einem Anschein von Recht, der Manuskripthehlerei verdächtigt. Völlig unbegründet bemäntelt wurde als «ausländischer» Verleger auch Rentsch. Da liessen mit jugendlicher Unbekümmertheit Loosli und Bloesch den alten Herrn, den etwas diktatorischen Professor Vetter fallen, für den das eine herbe Enttäuschung bedeutete. Auf Otto von Greyerz' Rat wiederum wandte sich Loosli nun an den Winterthurer Gymnasialprofessor Rudolf Hunziker, der durch Gotthelfarbeiten – Gotthelf und J. J. Reithard, Briefwechsel zwischen Gotthelf und A. E. Fröhlich, und durch eine kritische Besprechung des Vetterschen Ergänzungsbandes – die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Hunziker sagte zu, schaltete aber, ebenso unbedenklich und selbstherrlich, bald einmal den ihm nicht genehmen – Loosli aus, der sich durch ein reichlich bemessenes (und abgelehntes) Subventionsgesuch an den Bund – der Kanton Bern nur bewilligte vorderhand eine Unterstützung – zu sehr vorgewagt und sogar eine Pressepolemik entfacht hatte[2].

Die Beziehungen des neuen Herausgebertandems, dem sich die schon genannten gelegentlichen Mitarbeiter zugesellten, mit Familie und Verleger gestalteten sich nun in zusehends erfreulicher Weise, dank vor allem auch der Liebenswürdigkeit und der Konzilianz von Hans Bloesch, und die editorische Arbeit schritt rasch fort. 1931 und 1932 erschienen die beiden letzten der 24 Werkbände, die Kalendergeschichten enthaltend. Zehn Jahre vorher schon hatten die zwei ersten Ergänzungsbände, von Hunziker und Bloesch bearbeitet, den aus dem Nachlass zum erstenmal veröffentlichten Roman «Der Herr Esau» zugänglich gemacht. Die von 1944 an folgenden weiteren 16 Ergänzungsbände wurden von der zweiten Herausgeber- und Verlegergeneration: Kurt Guggisberg, Theologieprofessor an der Universität Bern, und Werner Juker, Bibliothekar an der Stadt- und Universitätsbibliothek Bern, in Angriff genommen. Sie boten Predigten und Reden (3 Bände), Briefe (6 Bände), die Frühschriften, Berichte zu Kirche und Schule, die politischen Schriften (2 Bände, bearbeitet von Fritz Huber-Renfer), Erstfassungen und Nachträge zu den kleineren Erzählungen.

Die Ausstattung der Bände hatte von jeher einhelliges Lob gefunden. Entworfen war sie vom bekannten Münchner Graphiker und Buchkünstler Emil Preetorius. Josef Hofmiller, der unvergessene bayrische Kritiker, nannte sie eine wahre Augen- und Sinnenfreude. (Das gilt übrigens auch von der Ausgabe der Hauptwerke in 18 Bänden, deren Text nach der wissenschaftlichen Ausgabe von Werner Juker neu durchgesehen wurde.)

Staunend immer wieder steht man vor der schier unglaublichen Arbeitskraft Gotthelfs, der neben seinen pfarrherrlichen, schulkommissarischen, unterrichtlichen, sozial-pädagogischen Pflichten, neben seiner grossen Korrespondenz auch, ein so umfangreiches schriftstellerisches Werk in der verhältnismässig kurzen Zeit von zwanzig Jahren niederschrieb und dazu nur seine Vormittagsstunden verwendete. Wie

würden seine Augen blitzen, wenn er nun die wahrhaft stattliche Reihe seiner Schöpfungen so getreu, so sorgfältig und so ansprechend ediert vor sich sehen könnte – in verlegerischer und buchtechnischer Hinsicht liess seine Zeit ja so manchen Wunsch offen. Die Manen tun es für ihn, und sie wissen längst auch um die Unvergänglichkeit seines Ruhms. Aber vielleicht ahnte auch Bitzius selber etwas von ihr, wenn er zum Beispiel das briefliche Wort seines Freundes Eduard Fueter, des bernischen Medizinprofessors, bedachte, der ihm nach der Lektüre des «Schulmeister» geschrieben: «... und somit gute Nacht, Alter, der du ewig bleiben wirst, so Gott will.»

Werner Günther

[1]Von Werner Juker stammt auch die Geschichte der Rentsch-Ausgabe von Gotthelfs Sämtlichen Werken in der Jubiläumsschrift «50 Jahre Eugen-Rentsch-Verlage 1910–1960», Erlenbach-Zürich und Stuttgart, der wir einzelne Hinweise entnehmen. Beigefügt sei, dass das ursprünglich vorgesehene Wörterbuch zu den Werken Jer. Gotthelfs im Rentsch-Verlag nun getrennt vorliegt; verfasst ist es von der Gattin und Mitarbeiterin Werner Jukers: Bee Juker, und dürfte vorab deutschen Gotthelffreunden willkommen sein, doch findet darin auch der schweizerische manch wertvollen Wink. – [2]Loosli verzichtete, rächte sich aber in merkwürdiger Weise, indem er in einem Zeitschriftenartikel («Heimat und Fremde», 1. Februar 1913: «Jeremias Gotthelf, ein literaturgeschichtliches Rätsel») den «wissenschaftlichen» Beweis zu erbringen suchte, nicht Bitzius, sondern sein Freund Johann Ulrich Geissbühler in Lützelflüh sei in Wirklichkeit der Verfasser von Gotthelfs Werken gewesen, der Pfarrer Bitzius habe die Erzählungen lediglich korrigiert und druckreif gemacht. Wurde von ihm die Veröffentlichung nachträglich auch nur als «Scherz» hingestellt, so wirbelte sie doch recht viel Staub auf und tat dem Ruf der neuen Ausgabe etwelchen Abbruch.

CLEMENS BRENTANOS KUNSTTHEORIE

Zu Dieter Dennerle: Kunst als Kommunikationsprozess[1]

Die Überlegungen des Verfassers gehen von der Annahme aus, dass die Forschung Brentano häufig nicht gerecht geworden sei, wenn sie seine Aussagen über Kunst und Künstler oder in einem engeren Sinn über Dichtung und Dichter als unsystematisch, widersprüchlich oder gar zusammenhanglos bezeichnet und dann gelegentlich vor der Komplexität seiner Anschauungen resigniert habe. Es sei daher ganz besonders wichtig, in diesem Bereich mit gesicherten Fakten zu operieren, für die der Verfasser die von ihm so benannten ‹ausserdichterischen› Texte heranzieht, da sie gleichsam per definitionem ein Maximum an Faktizität böten: In Briefen, Rezensionen und Zeitschriftenaufsätzen Brentanos sollen sich die kunsttheoretischen Aussagen direkter fassen lassen, weil Brentano hier, anders als in der ‹fiktiven› Dichtung, direkt und unverschlüsselt niederlege, was er einem wirklich lebenden Briefempfänger oder einem tatsächlich existenten Lesepublikum mitteilen wolle und angeblich auch im Klartext mitteile. Abgesehen von der generellen Fragwürdigkeit, bei Brenta-

no zwischen dichterischem und ausserdichterischem Werk zu unterscheiden und dieser Entscheidung noch die Antithese fiktiv – nichtfiktiv zugrundezulegen, kann man sich schwerlich einen Dichter vorstellen, der für eine solche Einschätzung weniger geeignet ist als – Brentano, bei dem sich doch stets (wie der Verfasser auch später feststellt) Wirklichkeit und Dichtung wechselseitig durchdringen.

Die hypostasierte Verbindungslinie vom Autor Brentano zu seinen Adressaten verleitet den Verfasser zu dem nicht minder problematischen Schritt, auf diese Beziehung das informationstheoretische Kommunikationsschema, bestehend aus dem Expedienten (hier: Brentano), dem Kommunikationskanal (im allgemeinen die Sprache, hier: die in Sprache fixierte, kunsttheoretische Reflexion Brentanos) und dem Rezipienten (hier: der Briefempfänger beziehungsweise der zeitgenössische Leser der in Zeitschriften erschienenen Rezensionen und Aufsätze Brentanos), anzuwenden und darauf aufbauend Kunst als Kommunikationsprozess zu definieren. Das Informationsmodell ist an sich schon ungenügend und wegen seiner grundsätzlichen Mängel – fehlender Situationsbezug aller an der Kommunikation Beteiligten und fehlende Differenzierung des Kommunikationsmittels unter anderem in Abhängigkeit von der Situation – weitgehend unbrauchbar. Nicht nur gerät dadurch die Geschichtlichkeit der Brentanoschen Kunstauffassung, ihr Zeitbezug also, aus dem Blick; auch fordert das Schema direkt dazu auf, Kunst als einen Prozess zwischen dem, der Kunst produziert oder über Kunst nachdenkt, und dem, der diese Kunst aufnimmt, auf sie reagiert und durch die Reaktion auf den Künstler zurückwirkt, aufzufassen: wenn Kunst und mehr noch die Reflexion über Kunst ein Prozess sein soll, dann würde sich irgendwo eine durch den Prozess bewirkte Veränderung abzeichnen. Dem widersprechen jedoch zwei Gründe. Einmal müsste Brentano ein Autor gewesen sein, der bewusst und ausdauernd Kontakt mit einem Lesepublikum gesucht hätte; das gilt jedoch höchstens mit grosser Einschränkung, und der Verfasser bestätigt es, wenn er von der ‹Einsamkeit des Dichters› Brentano und dem ‹Leiden› unter ‹missglückter Kommunikation› spricht; tatsächlich ist das Werk Brentanos schon zu Lebzeiten von zunehmender Wirkungslosigkeit gekennzeichnet. Zum andern müsste der Verfasser im weiteren Verlauf der Ausführungen wenigstens zu seinem selbstgewählten, methodischen Ansatz stehen und folglich Ablauf wie Stadien des Prozesses dokumentieren; was der Verfasser hingegen unternimmt, sind im wesentlichen Einzelinterpretationen dreier Werkkreise mit dem Ergebnis, dass die ‹kunsttheoretische Konzeption› (ist nicht das kunsttheoretische Konzept gemeint?) in allen entscheidenden Punkten konstant, also gerade prozesslos bleibt.

Die bisher geltend gemachte Kritik darf und soll nicht die unbestreitbaren Vorzüge innerhalb der erwähnten Einzelinterpretationen schmälern. Was der Verfasser hier leistet, verdient Anerkennung, weil schwierige Sachverhalte auf klare Umrisse reduziert und einprägsam formuliert sind. Erörtert werden: einmal die zu Unrecht wenig beachteten Theaterrezensionen, die Brentano in den Jahren 1813/14 für den Wiener ‹Dramaturgischen Beobachter› schreibt, einschliesslich eines zum erstenmal publizierten Briefes Brentanos

aus dem Jahre 1815 an den Generalintendanten des Berliner Schauspielhauses, Brühl; dann das gesamte Briefwerk, soweit es zurzeit gedruckt vorliegt, aufs strengste nach kunsttheoretischen Äusserungen durchgemustert und zu einem knappen Schema verdichtet, das die Problematik des Dichters – der subjektive, dennoch sich gottähnlich einschätzende, an seiner Subjektivität leidende Dichter, der gerade dies zur Selbststimulierung benötigt – umreisst; und schliesslich die, wie nachgewiesen wird, statthafte Übertragung der gewonnenen Kriterien auf Brentanos Auseinandersetzung mit der nazarenischen Kunstrichtung hauptsächlich in den letzten Lebensjahren, die aufgrund des reichlich beigezogenen, bislang wenig oder unbekannten Materials zum Schwerpunkt der ganzen Arbeit wird. Um Brentanos Standpunkt zu belegen, der mit den nazarenischen Idealen einerseits übereinstimmt, sie aber andererseits mit nazarenischen Kategorien (!) ablehnt, sind nicht nur zwei wichtige, bis jetzt nur auszugsweise oder entstellt gedruckte Briefe an den wohl engsten Freund des späten Brentano, Edward von Steinle, ganz wiedergegeben und sorgfältig kommentiert, sondern ausserdem eine unbekannte, aufschlussreiche Zeichnung des Nazareners Führich (‹Die Segnungen der Kirche›) sowie Overbergs Gemälde ‹Der Triumph der Religion› und ein von Steinle gezeichnetes ‹Gedächtnisblatt für die beiden Theologen Klee und Möhler› sehr genau ikonographisch untersucht und in den Zusammenhang mit Brentanos Kunsttheorie gestellt. Nachdem zuvor die wesentlichen Postulate Brentanos aus den Schriften über das Theater gewonnen, am Briefwerk erhärtet und weitergeführt worden waren, können die Überlegungen jetzt in einen ergiebigen Vergleich mit Brentanos Vorstellung von der Funktion der bildenden Künste (der Nazarener) einmünden, ein von der Brentano-Philologie eher vernachlässigter Bereich.

Versucht man die geschilderten Vorzüge gegen die eingangs geltend gemachten Bedenken abzuwägen, verbleibt ein erfreuliches Plus an zusammenfassender Information, das dem Leser allerdings die Mühe abverlangt, das missglückte Informationsschema mit einer leider schwerfälligen Begriffssprache gewissermassen abzuziehen, um zu den tatsächlich tragfähigen Ergebnissen vorzudringen.

Jürg Mathes

[1] Dieter Dennerle, Kunst als Kommunikationsprozess, Zur Kunsttheorie Clemens Brentanos, Herbert Lang Bern, Peter Lang Frankfurt/M. 1976 (Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft, hrsg. von Bernhard Gajek, Reihe B, Band 9).

STERBEN UM ZU LEBEN

Zu Jean Zieglers Buch «Die Lebenden und der Tod[1]»

Das jetzt erstmals in deutscher Übersetzung vorliegende Buch «*Die Lebenden und der Tod*» ist in Frankreich bereits 1975 erschienen. Es erregt nicht mehr in demselben Masse Aufsehen, was in paradoxer Weise für das Buch

selber spricht: der Tod scheint tatsächlich in unserer Gesellschaft so gründlich verdrängt, wie Ziegler nachweist, dass selbst dieser Nachweis kaum mehr zur Kenntnis genommen wird. Dabei ist «Die Lebenden und der Tod» weit fundamentaler als die Abrechnung mit den «Bankiers und Banditen» es war: nicht nur von der Problematik her, sondern gerade in Zieglers Engagement.

Er schreibt in der Einleitung, den Satz «*Feriant omnes – ultima necat*» fortführend: «*Als schwer Verwundeter, der dem Tod entgegengeht, spreche ich in unzusammenhängenden Variationen.*» Der Schluss des Buches ist nicht weniger pathetisch: «*Nur das verkörperte Wort, die Revolution, der gemeinsame Aufstand von Frauen und Männern, die entschlossen sind, das klare Bewusstsein von der existentiellen Notwendigkeit ihres Todes, und damit ihre Freiheit und ihre Gleichheit zu erkämpfen, wird dem Tod und also dem Leben sein eschatologisches Schicksal wiedergeben.*» Doch Zieglers Pathos ist nicht blosses Stilmittel, sondern entspringt seinem Willen, jetzt schon etwas von der Menschlichkeit, deren Verlust er beklagt, wahr zu machen. Von dieser Hoffnung ist seine Wissenschaft, die generative Soziologie, getragen: «*Dass in jeder Gesellschaft, die von bruchlosen normativen Systemen gelenkt wird, Männer und Frauen sich gegen die beherrschenden Normen im Namen individueller Bedürfnisse auflehnen, von denen kein grundlegendes Element dieser angefochtenen Gesellschaft entlehnt ist.*» Zieglers Pathos muss ernst genommen werden als Versuch, durch das Eingeständnis der eigenen Beschädigung, durch das Bewusstsein der Subjektivität, gerade dem andern zu seinem subjektiven Recht zu verhelfen. Der Tod, die Angst vor dem Tod bildet dabei das objektive, einigende Band zwischen den je unvollständigen Einzelnen. Denn sie ist die Grundlage jener «*vorsozialen Gleichheit*», der kein System der Ungleichheit für immer standzuhalten vermag. Das Nachdenken über den Tod wird so zum Aufbruch in eine Revolution, die dem Leben sein Recht zurückgeben soll: «*Wir müssen den Tod wieder in unser Denken einbeziehen und ihn zur dynamischen Grundlage in unserem Kampf um die Gleichheit machen.*»

Nur die Anerkennung des Todes erlaubt es, die Todesangst zu überwinden, ein «*System der thanatischen Negativität*» zu entwickeln. Zieglers Buch selber bildet, weil es nicht ein Buch «*über den Tod*», sondern eines «*angesichts des Todes*» ist, weil es nicht bloss kognitives, sondern vor allem existentielles Wissen vermittelt, ein solches System oder zumindest Fragmente davon. Denn da es in die Bereiche des Nicht-Wissens, oder bei Ziegler vielmehr: des Noch-nicht-Wissens, vorstösst, kann es nicht mit Axiomen arbeiten und nicht Geschlossenheit erlangen. Es muss offen bleiben für das noch nicht Sagbare: vom Tod ist noch keiner zurückgekehrt, um Bericht zu erstatten. Man ist hier «*Wanderer und Kompass*» zugleich, um ein Wort Ernst Blochs, dessen Denken Ziegler sich zu eigen macht, zu gebrauchen. Dass sein Buch an den Rändern ans Irrationale stösst, an den Bereich, «der sich den Begriffen entzieht», hat also Gründe. Die Anerkennung der Grenze ist der Ausweis seiner Rationalität.

Zieglers soziologische Analyse setzt denn auch nicht beim Tod, sondern beim Sterben an. «*Der Prozess des Sterbens ist eine wesentliche Phase des Lebens*», schreibt Ziegler Platons Phaidon

zitierend. Als Teil des Lebens ist das Sterben bedingt durch sein sozio-ökonomisches Umfeld; durch die Bilder und Symbole, die in einer Gesellschaft zur Überwindung des Todes vorhanden sind. In der westlichen Warengesellschaft sind diese selber im Aussterben begriffen. Der Mensch lebt hier primär als Produzent und Konsument von Ware. Das Bild des Todes kann entsprechend nur noch negativ sein: «*Der Tod ist zum Zustand des Nicht-Verbrauchs, der Nicht-Produktion geworden. Der Tod ist das Verschwinden.*» Das Sterben ist verbannt in die Intensivstationen der Krankenhäuser, wo es abermals den Gesetzen des technologischen Fortschritts unterworfen wird: «*Von nun an ist der Sterbende aus dem Drama ausgeschlossen, das er erlebt ... Der neue medizinische Imperialismus führt sich mit Gewalt ein. Eine Klasse der Thanatokraten entsteht, die den Tod nach den technischen Normen behandelt, die sie selbst definiert und kontrolliert.*» Nicht ganz: Investitionsprioritäten – nationale Sicherheit geht vor der Gesundheit des Einzelnen – zwingen auch die Ärzte zu unverantwortbaren Entscheiden: Wem soll, wo nicht allen geholfen werden kann, geholfen werden? An der Frage der Euthanasie zeigt Ziegler die Perversion: Soziale und wirtschaftliche Motive verdrängen deren ursprünglichen Sinn, das Recht auf den «*glücklichen Tod*».

Zieglers Abrechnung mit den «Thanatokraten» ist aggressiv. Am Befund jedoch, dass das Sterben und der Tod in unserer Gesellschaft verdrängt werden, weil sie ihrem unsinnigen Fortschrittsglauben zuwiderlaufen, ändert sich nichts. Es gibt da für den Sterbenden weder ein Recht auf den Tod, noch ein Recht darauf, dem Tod Widerstand zu leisten. Der Sterbende – und dazu werden immer mehr bereits die Alten gerechnet – ist entmündigt. In einem verzweifelten Akt der Selbstzerstörung macht er sein Recht auf den eigenen Tod geltend: «*Der Patient richtet sich auf und reisst die Schläuche heraus, die ihn mit dem Wiederbelebungsgerät verbinden. Er nimmt durch diese Geste auf unmissverständliche Art sein Recht auf Freiheit in Anspruch und verdeutlicht zugleich sein Bewusstsein von einem Ereignis, das ihm innewohnt und das anders ist als die Krankheit, anders als das Leben.*»

Mit der Verdrängung des Sterbens verdrängt die Warengesellschaft das Leben, entmündigt die Lebenden: «*Der Tod wird verneint. Er wird verdunkelt. An die Stelle der erarbeiteten Systeme der Verneinung tritt das organisierte Nichtwissen. Der Negation folgt die Lüge. Der Tod findet einfach nicht mehr statt. Seine Wirklichkeit ist ausgeklammert, der Warenhedonismus nimmt seinen Platz ein. Seiner Endlichkeit beraubt, hört der Mensch jedoch gleichzeitig auf, Gegenstand jeder Art von Geschichte zu sein. Der Tod tritt den Menschen nunmehr in derselben Weise wie den Tieren entgegen: im Nichtwissen.*» Der Verlust der Zeit macht den Menschen jedoch nicht unsterblich, sondern gibt ihm jenes Gefühl der Statik und Langeweile, das unsere Welt prägt. Ebenso sinnlos und absurd wie das Leben ist dann der Tod: ein plötzlicher, unbegründeter und unverständlicher Abbruch.

Ziegler dagegen denkt dialektisch in der Tradition Hegels, Horkheimers und Blochs. Gewiss auch in christlicher Tradition: «*Der Tod ist verschlungen in den Sieg*» (1. Kor. 15, 55). Der Tod ist sinnvoll in der Rolle eines «*absoluten Hindernisses*», das das Leben des Menschen begrenzt und damit zugleich be-

kräftigt. Das Bewusstsein der Negativität des Todes produziert zugleich deren positive Überwindung: Durch die revolutionäre Tat hebt sich der sterbliche Einzelne im unsterblichen Ganzen der Menschheit auf. Sterbend lässt der Mensch die Hoffnung auf ein besseres Leben, das die Gegensätze in einer «geläuterten» Gesellschaft versöhnt, bereits hier und jetzt konkret werden: «... *dieses Artbewusstsein wird der Grundbestandteil des künftigen totalen Menschen sein. Doch das eschatologische Ich enthält es schon jetzt in der Form des Sollens und des Endzwecks. Im Augenblick der Apokalypse gibt es für jedes Handeln nur noch einen Parameter: Den der Identität eines Menschen mit einem anderen ... die Welt wird so sein, wie wir sie uns wünschen, wie wir sie uns heute insgeheim, im innersten Kern unserer nicht zu verwirklichenden Wahlentscheidung vorstellen. Die Doppeltheit unseres Wollens wird ein Ende haben. Eins mit anderen, werden wir eins mit unserem Sein nach dem Tode sein, da ‹diesseits› und ‹jenseits› begrifflich das gleiche Leben sein werden.*» Ziegler fügt sogleich bei, dass diese «materialistische Betrachtung der Wirklichkeit» dem Leser vielleicht Schwierigkeiten bereiten möge. Tatsächlich ist der weitschweifige Idealismus schwierig, den diese Eschatologie bei aller Diesseitigkeit in der Praxis vom Einzelnen verlangt: Ist hier nicht in letzter Konsequenz abermals der Heldentod, die Aufopferung des Subjekts postuliert? Zieglers Idealtyp des «roten Märtyrers» und sein Verweis auf Che Guevara lassen es vermuten. Aber worauf könnte hierzulande einer sich berufen?

Im zweiten Teil seines Buches gibt Ziegler Bericht von der Sterbepraxis und den religiösen Vorstellungen eines afrikanischen Volkes in der brasilianischen Diaspora. Tatsächlich scheint dort die Dialektik gelebt zu werden: «*Die Toten sind die Wahrer des Lebens, die Toten sind die Lehrer der Lebenden. Tot oder lebendig, ist der Mensch der Diener des Lebens. Mit Hilfe der Trance ist er auch sein Meister. Und dieses Leben währt ewig*», schliesst Ziegler zusammenfassend seinen Bericht. Bei aller sentimentalen Hinneigung zu diesem Volk und seiner Kultur, der er sich «*wie einer lang ersehnten Frau*» verbunden fühle, ist Ziegler sich bewusst: mit dieser Frau lässt sich hier nicht leben. Immerhin: Indem sie uns genau dies wissen lässt, kommt ihr die gesuchte kritische Funktion zu. «*Ich bin in meine Heimat, nach Genf, zurückgekehrt. Ich habe hier ohne übertriebene Überzeugung die Rollen angenommen, die diese Gesellschaft mir zur Verfügung gestellt hat, die des Professors und Parlamentsabgeordneten.*» Die Sätze aus der Einleitung dienen auch als Epilog. Und vielleicht ebenso der glückliche Sisyphos Camus', der weiter zurückgegangen ist als bis zu Hegel und Christus, um dem Absurden zu begegnen.

Samuel Moser

[1] Jean Ziegler, Die Lebenden und der Tod, Luchterhand-Verlag, Darmstadt und Neuwied 1977.